

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 27 (1951-1952)
Heft: 1

Artikel: Amerika liegt mir heute schon im Blut
Autor: Fischer, Joe
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071041>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Amerika liegt mir heute schon im Blut

Von Joe Fischer

DA ICH die Absicht habe, mich später einmal im Export zu betätigen, verließ ich im Herbst 1949 meine Stelle als Personalchef in Houston (Texas) und reiste nach Washington D.C., um dort an der «School of Advanced International Studies» einen Kurs für Außenhandel zu besuchen. Dieses Institut ist von großen amerikanischen Firmen gegründet worden, um für ihren Nachwuchs Ausbildungsmöglichkeiten zu schaffen. Es ist eine sogenannte «Post Graduate School», d. h. eine Art Fortbildungsschule, an der nur Studenten mit bereits abgeschlossenem Universitätsstu-

dium angenommen werden. Hier kam mir also mein Universitätsabschluß als Licencié ès sciences sociales in Lausanne zugut.

Washington unterschied sich in vielem von Houston. Schon im Tram fiel mir sofort auf, welch ganz andere Stellung die Neger hier einnehmen als im Süden. Hier waren diese alle gut gekleidet, schienen wohlerzogen, und niemand fand etwas daran, sich neben einen Neger zu setzen. So etwas wäre in Texas unmöglich gewesen. Noch auf der Fahrt zum Bahnhof hatte dort der alte Bus angehalten, weil ein Neger sich erlaubt hatte, neben ei-

nem Weißen Platz zu nehmen. Der Chauffeur befahl ihm, sich in die hinterste Reihe zu setzen, welche für «coloured people» reserviert ist. Auch ich fand im Augenblick nichts dabei, und es wurde mir erst später bewußt, wie sehr mir bereits diese Sonderbehandlung der Neger als Tatsache vertraut war.

An meiner letzten Stelle in Houston hatte ich oft mit Negern zu tun gehabt, doch habe ich nie etwas wie ein «ressentiment» der Neger gegen die Weißen bemerkt. Nur einmal hatte einer meiner Bekannten das Wort «nigger» erwähnt, ohne seinen hinter ihm stehenden schwarzen Hausangestellten zu bemerken. Es dauerte mehrere Wochen, bis dieser Neger mir vertraute, wie sehr es ihn gekränkt habe, zu sehen, daß sein Chef, den er sehr verehrte, das Schimpfwort «nigger» verwende.

Die Studenten an unserer Schule kamen aus allen Teilen Amerikas, doch stellten die Universitäten Yale und Harvard das Hauptkontingent. Die meisten hatten Nationalökonomie oder Rechtswissenschaft studiert und bereiteten sich nun noch auf ihre spätere Tätigkeit im Ausland vor.

Neben allgemeinen Kursen wurde das Hauptgewicht auf internationales Recht und Fremdsprachen gelegt. Beim Mittagessen, welches von allen Studenten im Institut selber eingenommen wurde, gab es Sprachentische, d. h. es gab z. B. einen «Arab-table», an welchem unter Leitung der betreffenden Professoren nur Arabisch gesprochen werden durfte. Die «Araber», wie wir sie nannten, hatten allerdings große Mühe, mit den wenigen Brocken, über die sie verfügten, so etwas wie eine Konversation in Gang zu bringen. Ich war durch ein Examen, das ich bei der Aufnahme in Washington in Französisch und Deutsch ablegte, vom Sprachenstudium dispensiert worden. Das erwies sich für mich als wichtig, weil mir die schriftlichen Arbeiten über Nationalökonomie und Rechtsprobleme mehr zu tun gaben als den amerikanischen Studenten. Es wurde an dieser Schule sehr streng gearbeitet. Nebenbei hatte ich jede Woche drei bis vier dicke wissenschaftliche Schmöcker zu lesen und darüber Exposés zu verfassen. Wir saßen meist bis über Mitternacht an der Arbeit. Sogar den Sonntagnachmittag mußten wir für unsere Studien in der «Library of Congress» (Nationalbibliothek) verwenden.

Das Studium ist hier für Schweizer verhältnismäßig teuer. Meine Ausgaben pro Monat be-

Der Verfasser wirkte während 2½ Jahren für die amerikanischen Urlauber als Reiseführer. Er machte sich dabei unter den Tausenden von GIs so viele Freunde, daß er im Frühjahr 1948 nach den USA auswanderte. Seither sind im «Schweizer Spiegel» bereits zwei Artikel über seine Erlebnisse in Amerika erschienen; hier ist der dritte! Er diktierte ihn während seines ersten Heimaturlaubes auf unserer Redaktion in die Maschine.

Der Verfasser, wie auch wir, nimmt an, daß seine Erfahrungen jenen von Hunderten junger Schweizer Auswanderer entsprechen und deshalb für jene, die ihnen folgen wollen, aufschlußreich sind. Das gibt diesem Bericht seinen besonderen Wert.

trugen für Studiengeld, Unterhalt und Bücher rund 250 Dollar. Das fiel bei den Amerikanern allerdings nicht so sehr ins Gewicht, da damals noch 95 % der amerikanischen Studenten von der «G. I. Bill of Rights» profitierten, jenem Gesetzeserlaß, der jedem Kriegsteilnehmer Gelegenheit bot, eine gewisse Anzahl von Semestern auf Staatskosten zu studieren. Die «G. I. Bill of Rights» ermöglichte vielen Leuten ein Studium, welches sonst für sie aus finanziellen Gründen nicht in Frage gekommen wäre. Das brachte es mit sich, daß an unserer Schule Studenten aus allen Schichten der Bevölkerung zusammenkamen. Die Familie eines meiner Zimmergenossen besaß einen kleinen Lebensmittelladen in Ohio, während der Vater meines zweiten Zimmerkameraden Präsident des größten Warenhauses in Chicago war.

Zum Weihnachtsurlaub fuhr alles nach Hause. Da mir Houston zu einer Art zweiten Heimat geworden ist, beschloß ich, die Ferien dort zu verbringen. Neben anderen Bekannten besuchte ich auch meinen ehemaligen Chef. Er begrüßte mich freudig mit einem «I am really glad to have you back, Joe!» (Es freut mich, dich wieder zurückzuhaben!) Für ihn schien es selbstverständlich, daß ich nun wieder bei ihm eintrete. Er erzählte mir von all den getroffenen Verbesserungen, den geplanten Vergrößerungen, und schon ertappte ich mich



Aufregende Jagd im herbstlichen Wald
... Auch in unsern Alltag kann Spannung gebracht werden — mit einem Los der Landes-Lotterie!

ZIEHUNG 10. OKTOBER

Einzel-Lose zu Fr. 5.— und 5er-Serien zu Fr. 25.— mit einem sicheren Treffer und fünf weiteren Gewinnchancen oder Serien zu 10 Losen Fr. 50— mit zwei sicheren Treffern sind bei allen Losverkaufsstellen und Banken erhältlich. Einzahlungen an Landes-Lotterie, Zürich, VIII 27 600.

LANDES—LOTTERIE

dabei, die Vor- und Nachteile einer solchen Rückkehr abzuwägen. Den Ausschlag gaben schließlich die großen Studienkosten, welche meine Ersparnisse schneller als erwartet zum Schwinden gebracht hatten. So übernahm ich wiederum das Personalwesen dieses Supermarket-Unternehmens, einer Mischung zwischen Drogerie, Warenhaus und Kaffeehaus mit 600 Angestellten und dreizehn Selbstbedienungsläden für Lebensmittel, Drogerieartikeln und «drug-stores». Bald schien es mir, als wäre ich nie weg gewesen. Mein Monatslohn betrug jetzt Fr. 1100.— statt Fr. 1000.—. Ich habe Houston lieben gelernt, diese Stadt, deren 500 000 Einwohner von einer unbändigen Unternehmungslust beseelt zu sein scheinen. Houston wird nicht zu Unrecht als ein «Bagdad on the Bayou» bezeichnet. Bayou ist eines der kleinen, von tropischer Vegetation umgebenen Flüssen, die in den Golf von Mexiko fließen. Die Statistiker haben ausgerechnet, daß Houston im Verhältnis zur Einwohnerzahl am meisten Dollarmillionäre aller amerikanischen Städte aufweist.

Die meisten verdanken ihren Reichtum dem Öl, jenem schwarzen Gold, dessen ständiger Fluß Houston nie arm werden läßt. Man kann deutlich zwischen zwei Gruppen von Millionären unterscheiden. Da sind jene, deren Vater bereits im Ölbusiness tätig war — früher meistens einfache Farmer —, diese gehören heute bereits zur Ölaristokratie. Sie wohnen in prachtvollen Villen, besitzen Cadillacs und Rennpferde und senden ihre Töchter in die exklusiven «finishing-schools» nach Newyork. Die zweite Gruppe hat meistens als «rough-necks» (Arbeiter) auf dem Ölfeld von Farmern, auf deren Land Öl entdeckt wurde, angefangen. Zu ihnen gehört z. B. Glenn McCarthy, der vor zwanzig Jahren als Angestellter einer Tankstelle begonnen hat, zweimal in Konkurs geriet und heute auf 80 Millionen Dollar geschätzt wird. Trotz ihrem Reichtum sind diese Millionäre oft einfache Leute geblieben. Bei Bekannten lernte ich kürzlich einen jungen Mann kennen, der mir in seinem Khakihemd und seinen Cowboyhosen den Eindruck eines Farmers machte. Nichts verrät, daß er vor einigen Monaten bei Erreichung der Volljährigkeit von seinem Vater, einem Ölmann, eine Million Dollar erhalten hatte.

Als mein Chef in die Ferien ging, wurde ich von ihm eingeladen, während dieser Zeit in

seiner Villa zu wohnen. Das Haus steht in einem exklusiven Wohnquartier. Als ich eines Abends etwas spät nach Hause kam, hielt an einer einsamen Stelle plötzlich ein Auto neben mir an. Ich sah mich bereits von Gangstern ausgeraubt. Da öffnete sich das Wagenfenster, und ich wurde gefragt: «Haben Sie eine Panne?» Wie konnte ich eine Panne haben, da ich doch zu Fuß ging? Aber gerade das hatte Verdacht erregt. Ich wurde von den beiden Gestalten, die sich als Polizisten zu erkennen gaben, umständlich nach meinem Woher und Wohin gefragt. Was ist in den USA schon verdächtiger als jemand, der zu Fuß geht?

Kulturell bietet Houston für eine Stadt dieser Größe nicht allzuviel. Ich glaube nicht, daß dies mangelndem Verständnis seiner Einwohner zuzuschreiben ist, sondern eher dem rapiden Wachstum dieser Stadt, hinter welchem die kulturelle Entwicklung zurückblieb. Europäern wird es merkwürdig vorkommen, daß sich hier an einem Abend die Menge bei einem brutalen Ringkampf heiser schreit und die gleiche Menge im gleichen Saal des City Auditoriums andächtig dem Symphonieorchester lauscht, das Werke Bachs und Beethovens spielt.

Unser Schweizerklub in Houston hat sich in der letzten Zeit ständig vergrößert und zählt zurzeit zehn Mitglieder. Es ist kein eigentlicher Verein mit Statuten, sondern einfach eine Gruppe junger Schweizer Auswanderer, die gerne mit ihren Landsleuten zusammenkommen, um Nachrichten aus der Heimat auszutauschen. Wir stammen aus allen Teilen der Schweiz. Keiner hat in der Schweiz den andern gekannt, und erst die Gemeinsamkeit des Schicksals hat uns zu guten Freunden gemacht. Victor Schönholzer aus Winterthur hat in der Schweiz eine kaufmännische Lehre abgeschlossen. Darauf ging er ins Welschland und nach Belgien. Vor 2½ Jahren ist er nach Houston gekommen. Heute arbeitet er im Shipping-Department einer großen Baumwollfirma, wo er eine Unterabteilung leitet. Während sechs Monaten verwaltete er für Bekannte, die eine Europareise unternommen hatten, eine große Villa, welche für uns Schweizer zu einer Art Hauptquartier geworden war.

In derselben Firma arbeitete auch Ernst Rutishauser aus Zürich. Er lernte an seiner Arbeitsstelle den Besitzer eines bekannten Textilunternehmens aus der Schweiz kennen, welcher

Der Unvergängliche

Das Feuer, das aus der Tiefe eines kunstvoll geschliffenen Brillanten sprüht, leuchtet durch Generationen.



Diamanten sind Geschenke
von wahrer Wertbeständigkeit.

GÜBELIN

Luzern, Schweizerhofquai 1
Genf, Rue du Rhône 60

Zürich, Bahnhofstraße 37
St. Moritz, Haus Surselva

Wieder ein **Gassmann** ...

Ein schöner Double-Face-Mantel, in verschiedenen

Farben, für Fr. 195.—. Die neuen schmissigen

Mäntel in der Girl-Abteilung sind sehenswert!

Girl-Mäntel ab:

118.—, 128.—, 140.—

158.— usw.

Gassmann

Zürich, Poststraße 7



ihm eine leitende Stellung in seinem Betriebe anbot. Er ist der einzige von uns Schweizern, welcher sich daraufhin zu einer Rückkehr in die Heimat entschlossen hat. Es gefällt ihm und seiner amerikanischen Frau dort sehr gut. Als wir eines Abends mit einem andern Schweizer spazieren gingen, redete uns plötzlich ein junger Mann an: «Wo händ au ihr Schwyzertütsch gleert?» Wir freuten uns, in Walter Stapfer aus Kilchberg so unerwartet Zuwachs für unsern Klub bekommen zu haben.

Charles Thierfelder, ein Chemiker aus Bern, hatte zuerst in einer Zuckerfabrik in Louisiana gearbeitet und war dann nach Freeport, Texas, gekommen. Dort bekleidet er heute eine führende Stelle in einem großen Chemiekonzern. Unsere Adresse hat er vom Schweizer Konsul in New Orleans erhalten und kommt nun über jedes Weekend mit seinem Wagen in das 100 km entfernte Houston, um es mit seinen Landsleuten zu verbringen.

Georg Hufschmid aus Basel hatte in Guatemala gelebt, wo er eine Ranch besaß. Die politische Unsicherheit in diesem Lande veranlaßte ihn, nach Houston zu kommen. Dort bekleidet er eine gute Stelle bei einer Stahlimportfirma.

Jean Belard und Hans Huwyler arbeiten als Patissiers in dem bekannten Shamrock-Hotel. Da in den USA Handwerker sehr gut bezahlt werden, verdienen beide ungefähr viermal soviel wie seinerzeit in der Schweiz. Hans Huwyler hat sich übrigens mit einer Amerikanerin verheiratet und versichert uns, all das Gerede von den schlechten amerikanischen Hausfrauen sei Verleumdung.

H. C., ein junger Ingenieur aus Basel, der früher ebenfalls in Houston gewohnt hat, befindet sich nun in Kalifornien. Er hüllte sich lange Zeit in Schweigen und berichtete uns später, daß er während dieser Zeit von Haus zu Haus Dampfkochtöpfe verkauft habe. Scheinbar war aber nur ein geringes Interesse für solche Töpfe vorhanden. Jedenfalls mußte er dreimal seinen Wagen verkaufen, um zu Geld zu kommen. Heute ist er aber wieder als Ingenieur tätig und erinnert sich an jene Zeit als eine lustige Episode im Auf und Ab seiner Berufslaufbahn.

Ja auch in Amerika gibt es Rückschläge, die fast alle einmal erleben müssen. Aber wir haben so viel von der amerikanischen Zuversicht und dem Draufgängertum angenommen, daß wir uns nie entmutigen lassen.

B. R. kehrte nach anderthalbjährigem Aufenthalt wieder in die Schweiz zurück, um in das väterliche Geschäft einzutreten. Kaum ein Jahr verging, bis es ihm in der Heimat zu eng wurde und er eines Tages wieder in Houston auftauchte. Heute arbeitet er bei einer Ölfirma.

Was uns Schweizern das Einleben in die amerikanischen Verhältnisse so sehr erleichtert, ist die Aufgeschlossenheit der Amerikaner Fremden gegenüber. Nie habe ich etwas von dem Mißtrauen Ausländern gegenüber bemerkt, dem man in europäischen Ländern so oft begegnet. Im Gegenteil, der Amerikaner, der ja trotz den vielen USA-Ferienreisenden, die man in Europa sieht, viel seltener ins Ausland reist, scheint die fremde Luft, die ihm der Ausländer ins Land bringt, geradezu zu begrüßen.

Während meiner dreijährigen Studien in Lausanne habe ich dort nur drei Familien kennengelernt. Hier in Houston verkehre ich regelmäßig mit etwa zwanzig Familien. Selbst an Weihnachten, das auch in Amerika ein eigentliches Familienfest ist, erhielt ich vier Einladungen. Diese Gastfreundschaft ist wohl einer der Gründe, weshalb wir Schweizer trotz der fremden Umgebung kein Heimweh empfinden.

Natürlich gibt es auch hier die sogenannten «back slappers», Leute, die einem bei jeder Gelegenheit auf die Schultern klopfen, jedoch nie bereit wären, einem auch nur den kleinsten Dienst zu erweisen. Als ich eines Morgens meinen Wagen nicht starten konnte, fuhr eben einer dieser «Freunde» vorbei. Er grüßte zwar freundlich wie immer, doch auf den Gedanken, mir einen kleinen «push» zu geben, kam er nicht.

Solche Leute gehören aber zu den Ausnahmen, und im allgemeinen sind die Amerikaner, denen ich begegnete, von einer entwaffnenden Hilfsbereitschaft. Jedermann scheint geradezu darauf bedacht zu sein, zu helfen, angefangen von der kleinsten Gefälligkeit bis zum Verschaffen einer Stelle. Von uns jungen Schweizern haben mehr als die Hälfte ihre heutige Stellung dieser amerikanischen Hilfsbereitschaft zu verdanken.

Man hört oft von der amerikanischen Rücksichtslosigkeit im Geschäftsleben: diese besteht tatsächlich. Nur muß dazu bemerkt werden, daß vieles, was bei uns als Rücksichtslosigkeit angesehen wird, in Amerika eher als Not-



Gegen Hautleiden das altbewährte englische Heilmittel **D. D. D.**

Wie entstehen eigentlich entzündliche Hautkrankheiten? Staub, Schmutz, Puderrückstände sammeln sich in den Porenöffnungen an und bilden eine Brutstätte für Bakterien, die sich überall einnisten, sich vermehren und unzählige entstellende Hautleiden verursachen — angefangen bei den milden, jedoch unangenehmen Formen, wie Akne, bis zu den schmerzhaften Krankheiten, wie Furunkeln. Wie können Sie Ihre Haut von allen diesen Übeln befreien? Nehmen Sie einen Wattebausch, tauchen Sie ihn in die D.D.D.-Flüssigkeit und betupfen Sie damit die kranken Stellen. Die klare, nicht fettende, goldgelbe D.D.D.-Flüssigkeit dringt tief in die Haut ein und entfernt Staub, Schmutz, Fett und Puderrückstände. Nachdem die Poren von den angehäuften Unreinigkeiten befreit sind, kann die Haut wieder frei atmen. Außerdem werden durch die antiseptischen Eigenschaften des D.D.D.-Heilmittels die Bakterien vernichtet — die Haut kann wieder gesunden! — Eine kleine Flasche D.D.D. kostet Fr. 1.90, eine große Fr. 4.95. Die große Flasche reicht für mehrere Wochen. Bei zarter Haut oder an besonders empfindlichen Körperstellen ist der bewährte D.D.D.-Balsam zu empfehlen, der die gleichen Wirkstoffe in gemilderter Form enthält. D.D.D.-Balsam dringt rasch in die Haut ein, so daß seine heilende Wirkung auch in den tiefer liegenden Schichten zur Entfaltung kommt. Preis pro Topf Fr. 2.65 (inkl. Wust.).

*D.D.D. ist in allen Apotheken
und Drogerien erhältlich*

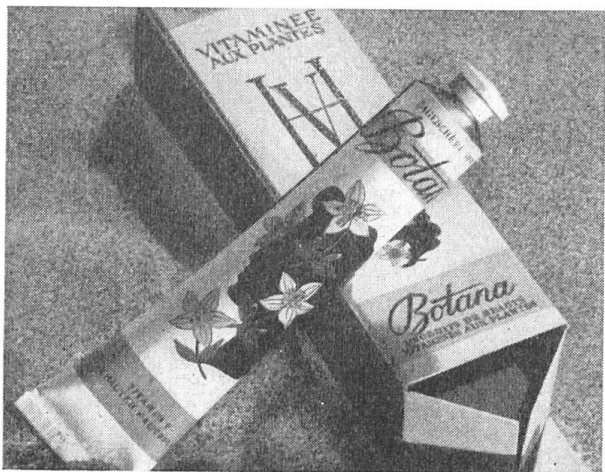
Generalvertretung für die Schweiz:
DR. HIRZEL PHARMACEUTICA ZÜRICH



Max ist begeistert von meinem schönen Teint. Das ist die Wirkung von Botana. Vitamin F und Heilkräuter verjüngen die Haut. Tube 2.40.

Botana Vitamin-Hautpflege

Am Morgen Botana Tagescrème, am Abend Botana Nährcrème; als Toiletteseife Neutralis. So erstrahlt Ihr Teint in neuer Schönheit.



wendigkeit gilt. Beim geringsten Geschäftsrückgang werden Kündigungen vorgenommen, und zwar meistens mit kurzer oder überhaupt keiner Kündigungsfrist. Irgendwelche soziale Rücksichten werden nicht genommen. Wenn ich jeweilen derartige Maßnahmen durchzuführen hatte, staunte ich immer wieder über die Ruhe und den Gleichmut, mit dem solche Ankündigungen aufgenommen wurden. «That's all right», sagte mir ein entlassener Angestellter, «ich weiß, das Geschäft geht jetzt gerade flau. Hier ist meine Telefonnummer, rufen Sie mich bitte an, wenn Sie wieder jemanden brauchen.» Wenn ich jeweilen etwas näher erklären wollte, weshalb die Entlassung vorgenommen werden mußte, hieß es: «Nein, es ist gar nicht so schlimm, ich werde keine Schwierigkeiten haben, wieder eine Stelle zu finden.»

Ja, es ist wirklich leicht, hier eine Stelle zu finden, man darf sich nur nicht auf eine bestimmte Branche versteifen. Beim Lesen von Bewerbungsformularen erstaunte mich immer wieder, in wie verschiedenen Berufen die Leute hier gearbeitet haben.

Selbst wir Schweizer sehen, sobald wir uns einigermaßen akklimatisiert haben, in einem Berufswechsel nichts Außerordentliches mehr. Einer meiner Schweizer Bekannten arbeitete zuerst als Vertreter eines Verlages, dann als Versicherungsagent und schließlich als Packer in einer Lebensmittelfirma. Heute ist er bei einer Ölfirma als Seismographmann tätig, eine Arbeit, von welcher er bei seiner Anstellung nicht die geringste Erfahrung hatte. «To give everybody a chance», gilt eben auch heute noch in den USA.

Jeder Amerikaner ist in seinem Herzen ein kleiner Unternehmer, und man findet selten jemanden, der nicht gerade an einem «deal» beteiligt ist. Bei uns würde man das allerdings mit «Spekulation» bezeichnen, doch in Amerika ist ein «deal» ein Geschäft. Schon bald nach meiner Ankunft in Laredo, wo ich meine erste Stellung bekleidete, wurde auch mir ein solches Geschäft angeboten. Laredo ist das Hauptzentrum des Tomatenanbaues. Infolge des heißen Klimas ist dazu eine künstliche Bewässerung erforderlich, welche mit großen Kosten verbunden und daher für den einzelnen Farmer oft nicht erschwinglich ist. So beteiligt sich denn die halbe Stadt am «tomatoebusiness». Mit einem Betrag von 50 oder 100 Dollar kann man mitmachen. Dieser Betrag kann sich bei einer guten Ernte leicht

verfünfachen. Tritt aber ein Frostwetter ein, das meistens die Ernte vollständig zerstört, hört man während einiger Tage die Leute über nichts anderes als das «lousy» Tomatengeschäft schimpfen.

«Nächstes Jahr wird es besser sein», tröstet sich aber bald alles, und man kann sicher sein, daß auch nächstes Jahr wieder alles in «tomatoes» macht.

Auch meine «landlady» (Zimmervermieterin), eine Dame von 65 Jahren, war immer an irgendeinem Geschäft interessiert. Wie so viele

Leute in Texas, hatte auch sie sich einmal mit 1000 Dollar an einer Ölbohrung beteiligt. Die Sache stellte sich dann allerdings als ein «dry hole» (Bohrung ohne Öl) heraus, und ihr Anteil ging verloren. «Aber das macht gar nichts», sagte sie mir lächelnd, «wir kamen dennoch auf unsere Rechnung.» «Wie?» wollte ich wissen. «Siehst du», antwortete meine «landlady», «alle Leute, die an dieser Bohrung beteiligt waren — etwa dreißig Personen —, trafen sich regelmäßig am Sonntag bei der Bohrstelle. Wir machten Picknicks, and

Neue Kraft und Energie



dank dieser Kur mit Zellers Kraftwein!

Sie alle, die Sie geschwächt, müde, überanstrengt, blutarm, nervös, gereizt oder abgespannt sind, lassen Sie

Zellers Kraftwein

Ihrem Organismus die verlorene Kraft und Leistungsfähigkeit zurückgeben

«Zellers Kraftwein» ist ein bewährter Kraftspender und Blutbildner für Geschwächte, Arbeitsmüde, Überanstrengte, Nervöse, Blutarme, Erholungsbedürftige, werdende und stillende Mütter, Kopf- und Schwerarbeiter.

Appetitanregend * blutbildend * nerven- und muskelstärkend

**Zellers Kraftwein
gibt neue Kraft und Energie**

Flasche Fr. 6.75, die vorteilhafte Kur (4 Flaschen)
Fr. 22.35 (Ersparnis Fr. 4.65)

Erhältlich in Apotheken und Drogerien

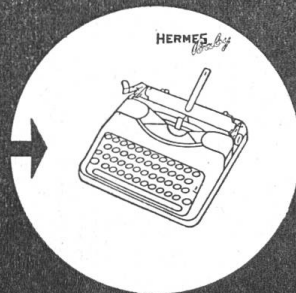
Ein Qualitätsprodukt von

Max Zeller Söhne, Romanshorn

Fabrik pharmazeutischer Präparate - gegr. 1864



HERMES



Generalvertretung:

HERMAG

HERMES-SCHREIBMASCHINEN AG.

Zürich, Bahnhofquai 7, Telefon 25 66 98

had a wonderful time'.» Diese «wonderful time» schien ihr die 1000 Dollar wohl wert zu sein.

Die Amerikaner haben eine große Phantasie, wenn es sich um «deals» handelt, und wissen oft aus dem Unmöglichsten Geld zu machen. An meiner ersten Wirkungsstätte, in Laredo, war es auch, wo einer meiner Bekannten auf die Idee kam, Quellwasser zu verkaufen. In jener Gegend wird der größte Teil des Wassers dem Rio-Grande-Fluß entnommen und muß chemisch behandelt werden, um trinkbar zu sein. Alles beklagte sich über den Geschmack dieses Chlorwassers. Mein Bekannter unternahm es nun, zweimal wöchentlich mit seinem Wagen in eine 150 km entfernte Ortschaft zu fahren, um dort chlorfreies Wasser zu holen. Er fand so reißenden Absatz, daß er heute ein Geschäft besitzt, das Wasser mit einem Tankwagen abholt und in Flaschen weiterverkauft.

Natürlich wurde auch ich allmählich von dieser amerikanischen Unternehmungslust angesteckt, und zusammen mit einem Kollegen unternahm ich das, was man später als «operation squash» bezeichnete. Bekannte von uns besaßen in der Umgebung von Houston eine kleine Farm, die sie aber nicht bewirtschafteten. Dort wollten wir nun «squash», eine kleine Gurkenart, pflanzen. Die Bekannten lieferten das Land, einen Traktor und die andern nötigen landwirtschaftlichen Maschinen, während wir das Saatgut beisteuerten und das Land bebauen ließen. Der Ernteertrag sollte dann geteilt werden, und in unserm Optimismus hatten wir bereits Vereinbarungen für den Verkauf unseres Anteils getroffen. Erst zu spät erfuhren wir, weshalb in jener Gegend so wenig angebaut wurde: unter einer dünnen Sandschicht befand sich zäher Lehm. Der Erfolg unserer Bemühungen blieb zwar anfänglich nicht aus, doch als eine Regenperiode einsetzte, sah unser Feld bald wie ein See aus, und wir mußten buchstäblich zusehen, wie unsere Hoffnungen zu Wasser wurden. Auch heute noch lachen wir über unsere «operation squash», und jedesmal, wenn ich den Mann treffe, dem ich meinen erwarteten Anteil an Gurken verkaufen wollte, fragt er mich: «Joe, how is the squash business?»

Als einen bessern «deal» erwies sich, als ich

mit einem Arbeitskollegen von unserer Firma eine Anzahl ungedeckter Schecks zum Inkasso übernahm. Natürlich ist das Ausfüllen ungedeckter Schecks auch in Amerika strafbar, aber die meisten Firmen ziehen es vor, statt eine Strafanzeige zu erstatten, wenigstens einen Teilbetrag des Geldes zu bekommen. Es erwies sich als wahre Detektivarbeit, die oft umgezogenen «Klienten» aufzuspüren. War dies gelungen, so arbeiteten wir mit Telefonanrufen und Briefen weiter und beehrten die Kunden schließlich mit persönlichen Besuchen. Da wir aber ein Viertel des einkassierten Betrages für uns behalten konnten, lohnte sich diese Freizeitbeschäftigung wohl.

Seit bald einem Jahr wohne ich nun bei der gleichen amerikanischen Familie. Aber schon nach der ersten Woche überließ mir diese, als sie in die Ferien verreiste, das ganze Haus mit der echt amerikanischen Aufforderung, mich doch ja nicht zu langweilen und hin und wieder meine Freunde zu Parties einzuladen. Ich hatte in dieser Familie nie das Gefühl, ein bloßer Zimmermieter zu sein. Es gab keinen Festtag, keine Geburtstagsfeier, keine Party, zu der ich nicht auch eingeladen wurde. Diese Herzlichkeit stimmt so gar nicht zu dem Bild des oberflächlichen, nur auf den Dollar bedachten Amerikaners, das man mir in der Schweiz vormachte.

Vor ein paar Wochen bin ich in die Schweiz zurückgekehrt, um hier meine Ferien zu verbringen. Ich habe mich bald wieder zurechtgefunden, wenn mir auch manches anfänglich recht klein und eng vorkam. Nach Neuyork mutete mich selbst die Bahnhofstraße in Zürich mit den Fußgängern, die kreuz und quer über die Straße liefen, wie eine kleine amerikanische Nebenstraße an.

In einigen Tagen werde ich aber wieder in die USA zurückkehren. So sehr ich im Herzen Schweizer geblieben bin, so ist mir doch Amerika zur zweiten Heimat geworden. Es ist schwer zu sagen, was mir so gut gefällt. Sicher tragen die freie Lebensart, die freundlichen Bewohner, die Unbekümmertheit des amerikanischen Lebens, die Weite des Raumes und die beruflichen Möglichkeiten dazu bei, daß ich keinen Augenblick auch nur erwog, hier zu bleiben. So ist wohl auch mir, wie so vielen Schweizern, Amerika ins Blut übergegangen.